



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ernst, Adolf Wilhelm: Nikolaus Lenau und Gustav Schwab : mit
ungedruckten Briefen und zum Teil nach neuen Quellen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Landesgrenze oft nur komisch wirkt, wenn nämlich die abgeschobnen Gauner manchmal schon wieder früher in die Stadt zurückgekehrt sind, als die abschiebenden, unterwegs aber erst einmal einkehrenden Polizeiorgane, das gehört zum Scherz im Ernst. Eine vernünftige, sachgemäße und energische Handhabung der Polizeiaufsicht kann gefährliche Verbrecher doch etwas im Zaume halten und ihnen das Leben doch etwas sauer machen. Würde man der Polizei diese Macht nehmen, dann würde ihre vielgehörte Klage, wir haben nicht genug Rechtstitel, den prostituierten Dirnen und ihren Beschützern das Handwerk zu legen, erst recht fühlbar werden. Von seiten vieler Richter hört man die Klage, die Polizei brächte die geringfügigsten Bagatellen, die eine Strafe gar nicht lohnten, zur Anzeige und Aburteilung, die Polizei erhebt dagegen die Klage, ein großer Teil der Richter verhängen ja doch nur so geringe Strafen, die so leichtfertig von den Dirnen aufgefäßt würden, daß es sich gar nicht verlohne, gegen dieses lichtscheue Gesindel energisch vorzugehen. Dies ist der beste Beweis, daß die Polizei eine Machtbefugnis haben muß, die als Strafe empfunden wird. Das ist die Polizeiaufsicht mit ihren Wirkungen und Nachwirkungen. Solch eine diskretionäre Gewalt kann natürlich in den Händen subalternen Seelen viel Unheil anrichten. Soll sie Gutes wirken, so gehören dazu pflichttreue, weise, abwägende und die Wirkung des geschriebnen und gesprochenen Befehls empfindende Beamte. Will man aber die Ausweisungspolitik, der sehr beherzigenswerte Motive zu Grunde liegen, ausbauen, sodaß sie wirklich als eine exemplarische Strafe empfunden wird, dann sollten sich die einzelnen deutschen Bundesstaaten zu solchen Experimenten zu gut sein, dann schaffe man den Ort zu einer administrativen Deportation.

Heinrich Reuß



Nikolaus Lenau und Gustav Schwab

Mit ungedruckten Briefen und zum Teil nach neuen Quellen

Von Adolf Wilhelm Ernst



Lenau verließ Ende Juni 1831 die österreichische Hauptstadt. Der Aufenthalt in Wien war ihm verleidet; er sehnte sich fort, hinaus in die Welt. Sein leidenschaftliches Herzenserlebnis mit der seiner Liebe völlig unwürdigen Bertha hatte seine Seele umschattet. Hatte er einst in einem Briefe an seinen Jugendfreund Fritz Kleyle geschrieben, daß sein Gemüt, von dem Odem dieses warmen, süßelnden Mädchens angefaßt, manche Blüte seliger Empfindung treibe, kurz, daß

er sein Schicksal preise, so wurde er bald bitter enttäuscht. Die schrecklichen Dämonen der Unrast und Zweifelsucht nisteten sich in seine Seele ein und verschütteten ihm seine Lebensbahn. Dazu kam ferner der Tod seiner heißgeliebten Mutter am 24. Oktober 1829, die der schrecklichsten der Krankheiten, einem Gebärmutterkrebs, unter unsäglichen Leiden zum Opfer gefallen war. Groß war die Liebe zu der Lebenden gewesen, groß war der Schmerz um die Verlorne. Am Totenbette seiner Mutter mußte er, nach seinem eignen Zeugnis, mühsam die Trümmer seiner Religion zusammenraffen. Als drittes Glied in dieser Kette der Unrast ist seine Wanderlust zu nennen: das unruhige elterliche Blut regte sich in ihm, ein unbezähmbarer Trieb in die Ferne ergriff ihn. In dieser Zeit, in deren bitteren Erfahrungen und Schicksalschlägen Lenau um Jahre reifte, entwarf er den Plan zu seiner später ausgeführten verunglückten Reise nach Amerika. Höchst wahrscheinlich hatte er die erste Anregung zu diesem Plane von seinem frühern Hauslehrer Joseph von Kövesdy (gest. 1819) empfangen, dem ehemaligen Verlobten Theresens, Lenaus Lieblingschwester. Kövesdy hatte, vom Keisefieber heimgesucht, schon als dreizehnjähriger Knabe nach Amerika entfliehen wollen. Seine Flucht fand aber ein jähes Ende: in Salzburg nahm ihn die Polizei in ihren fürsorglichen Schutz und brachte ihn zurück. Endlich war, als Lenau Wien verließ, auch der Dichter in ihm erwacht, der Dichter, der seine Lieder in die Welt schicken will. Er suchte schon seit einiger Zeit nach einem Verleger für seine Gedichte. Es ging ihm hierbei, wie es einst Goethe, Schiller und so manchem andern hervorragenden dichtenden Geiste am Anfange ihrer poetischen Laufbahn ergangen ist: seine Bemühungen blieben erfolglos. Vergebens hatte sich sein Freund Karl Johann Braun von Braunthal in Berlin nach einem Verleger für die zerstreuten Kinder der Lenauschen Muse umgesehen. In Österreich, das den Segen einer scharfäugigen Preßzensur genoß, konnte er seine Gedichte unmöglich herausgeben. Lenau hoffte nun, seinen Gedichten ein annehmbares Unterkommen bei dem weltberühmten Bücherkönig Baron Cotta in Stuttgart verschaffen zu können.

Das waren die treibenden Mächte seines Lebens, als Lenau den Wanderstab ergriff und den Boden seines Heimatlandes verließ. Allerdings erwähnt er in seinen Briefen an seine Verwandten und Freunde noch einen fünften Grund, der für seine Abreise ausschlaggebend gewesen sein soll. Er hatte sich nämlich nach mancherlei unsicherem Tappen und Tasten in seinem Studiengange der Medizin zugewandt und diese Wissenschaft schon in Wien vier Jahre (1827 bis 1830) studiert. Da starb am 26. September 1830 seine Großmutter, eine geborne Freiin von Kellersberg. Weil kein rechtskräftiger letzter Wille vorhanden war, so fiel das hinterlassene großmütterliche Vermögen von 30000 Silbergulden zu gleichen Teilen den drei Enkelkindern zu. Als Lenau in den Besitz dieses Vermögens kam, brach er sein Brotstudium jäh ab, obgleich er es durch die vorgeschriebne Prüfung zu einem baldigen Ab-

schlusse hätte bringen können. Eindringliche Warnungen seiner Freunde (namentlich Schleifers), liebevolle Ermahnungen seiner Verwandten schlug er eigenwillig in den Wind. Es war eine Stimmung in ihm, wie er sie Mephistopheles in seinem „Faust“ aussprechen läßt:

Dein halbes Leben ist verfloßen,
Es ward vergrämelt und vergrübelt,
Einsam in studiis verstäubelt,
Hast nichts gethan und nichts genossen.

Kurzum: das einzige, was seine Angehörigen von ihm erlangen konnten, war das Versprechen, in Heidelberg oder Würzburg den unvollendet gebliebenen Kursus der Medizin durch eine Prüfung zu einem geregelten Abschlusse zu bringen und so seine Zukunft wenigstens etwas sicher zu stellen. Leider aber blieb es bei diesem Versprechen, wie wir noch sehen werden, obgleich er verschiedene Anläufe nahm, sein verpfändetes Wort einzulösen.

Von Gmunden gings über Salzburg und München nach Karlsruhe. Von hier aus schrieb er an seinen Schwager Schurz am 22. Juli 1831 einen längern Brief, worin es am Schlusse heißt: „Gestern hab ich von hier aus an Gustav Schwab nach Stuttgart geschrieben und ihm zwei Gedichte überschiedt mit der Bitte, solche ins Morgenblatt einzurücken. Das eine von mir: Der Gefangne, das andre von Schleifer: An den Schmerz (ein treffliches Gedicht, nicht wahr?). Ob Schwab diese Gedichte aufnehmen werde, ob er nach der ersten Probe vielleicht Lust habe, mehreres von mir aufzunehmen? Das muß er mir bald schreiben; und ist nur erst ein Verkehr mit dem Manne angeknüpft, so will ich ihn auch mit dir bekannt machen.“ Und auf sein medizinisches Studium hinweisend fügt er die Worte bei: „Morgen geh ich nach Heidelberg. Vielleicht hab ich mein Ziel vor einem, vielleicht in einem Jahre erreicht. Ich will schon arbeiten, daß ich wieder zu euch komme.“

Der hier erwähnte erste Brief Lenaus an Schwab, der die Bekanntschaft zwischen diesen beiden Dichtern vermittelte, ist bisher noch nicht veröffentlicht.*) Er ist geschrieben in Karlsruhe am 21. Juli 1831 und lautet:

Euer Wohlgeboren!

Ich nehme mir die Ehre, beiliegende zwei Gedichte mit der Bitte zu übersenden, selbe, wenn sie Ihren Beifall finden, in Ihre geschätzte Zeitschrift aufnehmen zu wollen. Das „An den Schmerz“ ist von einem Manne, der ungenannt zu bleiben wünscht.

*) Mitgeteilt ist er in den als „Handschrift“ gedruckten Blättern: „Zur Erinnerung an Gustav Schwab 1792. 1892.“ Diese Festschrift nebst den später in dieser Arbeit mitgeteilten bisher ungedruckten Briefen Lenaus an Gustav Schwab sind mir von den Nachkommen Schwabs zur Verfügung gestellt worden. Bruchstücke aus einigen hier vollständig abgedruckten Briefen Lenaus an Schwab finden sich in: „Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken geschildert von Karl Klüpfel“ (Leipzig, 1858).

„Der Gefangne“ mag unter dem Pseudonamen Lenau erscheinen, unter welchem ich bereits Mehreres habe drucken lassen. Ist meine Weise so glücklich, Euer Wohlgebornen den Wunsch zu erregen, mehrere meiner Gedichte durch Ihr Blatt bekannt zu machen, so wird mir das um so angenehmer sein als ich gesonnen bin, meine ganze Sammlung nächstens herauszugeben, und ich für solche keine ehrendere Ankündigung kenne, als die durch Ihre Zeitschrift. Mit dem Ersuchen, mir Ihre Entscheidung durch die Geroldsche Buchhandlung zu senden, bin ich Euer Wohlgebornen

ergebener Diener

N. Niembösch von Strehlenau.

Die sehnlichst erwartete Antwort Gustav Schwabs wollte nicht kommen. Schwab war damals Redakteur am „Morgenblatt“ und durchaus nicht immer in der Lage, die täglich oft zahlreich einlaufenden Gedichte fremder Poeten sofort zu lesen, geschweige denn zu beurteilen, um den Einsendern umgehend seine Entscheidung mitzuteilen. Lenau, des Harrens müde, reiste von Heidelberg nach Stuttgart. Am 9. August kam er, geleitet von einem Lohndiener, zu Schwab, bei dem gerade der Dichter Gustav Pfizer weilte, um sich die Antwort des Redakteurs selbst zu holen. Schwab „eilte verlegen in seine Studierstube, um einen Blick in die anvertrauten Papiere zu werfen. Nach den ersten Zeilen verbreitete sich dem Leser jener Glanz über das Papier, der, nach dem Wort des römischen Lyrikers, aus dem Anlächeln der Muse quillt, und er eilte vergnügt zu seinem Besuche zurück, gab der Freude über den unerwarteten Dichtersfund beredete Worte und erklärte die Zusendung für höchst willkommen.“*) Damit war eine Bekanntschaft angebahnt, die von den wichtigsten günstigen Erfolgen für Lenau werden sollte. Gustav Schwabs warme Kunstbegeisterung, die mächtig aufflammte, wenn er ein wahres Talent fand, sein „reiches, weiches, reines und frommes Gemüt,“ wie sein ehemaliger Schüler Grüneisen in dankbarer Verehrung schreibt, schlug voll dem neu gewonnenen Freunde entgegen. Wenn Lenau im schönen Schwabenlande so schnell heimisch wurde, wenn sich ihm hier so manches edle männliche Herz erschloß — es sei nur an Karl Mayer, Justinus Kerner, Ludwig Uhland, Graf Alexander von Württemberg, Gustav Pfizer, Hofrat Reinbeck, Gustav Hartmann erinnert — wenn er sich hier im Sturme eine Reihe edler Frauenherzen eroberte, die miteinander wetteiferten, dem eltern- und heimatlosen Wandrer das Mutterhaus und das Vaterland zu ersetzen — es seien nur Emilie Reinbeck und deren Schwester Julie Hartmann, Sophie Schwab, sowie Friederike Kerner, Emma Miendorf (Baronin von Suckow), Gräfin Marie von Württemberg genannt — so verdankt Lenau diese Freundschaften und Bekanntschaften, die Fülle von Liebe und Verehrung, von Kunstsinne und Lebensweisheit, die er hier fand, zunächst Gustav Schwab.

*) Vergl. „Schwäbische Chronik“ vom 16. Oktober 1850, Nr. 248.

Diese Thatsache ist in den lebensgeschichtlichen Werken Lenaus noch nirgends genügend betont worden. Man wird sich ihrer aber einigermaßen bewußt werden, wenn man die Bedeutung kennt, die Gustav Schwab in der Zeit, wo Lenau ihm näher trat, in dem Stuttgarter Geistesleben genoß, ja nicht nur hier, sondern weit hinaus über die Grenzen der württembergischen Hauptstadt. Sein Haus in der Hohenstraße war der Mittelpunkt eines regen Geisteslebens, dessen Fäden sich von Paris bis Petersburg, von der Ostsee bis zur Adria, von Europa bis nach Amerika erstreckten. In buntem Gemisch seien hier die Namen folgender Personen genannt, die sein gastliches Haus aufgenommen hatte: Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Wilhelm Hauff, Gustav Pfizer, Karl Grüneisen, Jean Paul, August Graf von Platen, Emanuel Geibel, Ferdinand Freiligrath, Wilhelm Müller, Ludwig Tieck, R. L. Zimmermann, Egon Ebert, Anastasius Grün, Grillparzer, Alexander von Sternberg, Rosa Maria Uffing (Schwester Karl Varnhagen von Ense), Lamartine, Marmier, Graf Montalambert, Edgar Quinet, Sulpiz und Melchior Boisserée, Thorwaldsen, Kreuzer, Graf Thurn, der englische Gesandte Wyem, Graf Winzingerode, Lord William Russell (ebenfalls englischer Gesandter), von Meyendorff (russischer Gesandter). Und ein Mann von dieser geistigen Bedeutung, mit einem so warmen Herzen für junge aufstrebende Talente, ein Charakter von ehrlicher Gesinnung und Gewissenhaftigkeit, ein Mann von so sicherem Gleichgewicht wird der erste Freund, den Lenau in Schwaben findet. Lenau mußte dies in der That als eine besondere Gunst des Schicksals preisen, desselben Schicksals, das ihm so manche Entbehrung auferlegt, so manche Gunst vor-enthalten hatte. Und wenn der neu erworbne Freund auch nicht so weit Einfluß auf das innerste Leben des von Natur aus verschlossenen Lenau gewinnen konnte, um ihm ein gut Teil von dem belebenden Odem seiner eignen innern Harmonie und seinem realen Thätigkeitsfium, der dem magyrischen Dichter so sehr fehlte, zu verleihen, so ist es doch zweifellos, daß die Einwirkung der schwäbischen Freunde und Freundinnen auf Lenau den Zusammenbruch seines Geisteslebens um Jahre hinausgeschoben hat. Es würde weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgreifen, wollte ich hier den Beweis für diese Behauptung im einzelnen führen; das muß einer besondern Studie vorbehalten bleiben.

Schwabs warme Kunstbegeisterung, seine liebevolle Herzensgüte lernte Lenau sofort kennen und schätzen, als er ihn zum erstenmale an jenem denkwürdigen 9. August sah. Ich entnehme, der Zeit vorausseilend, einem Familienbriefe Sophiens, der Gattin Schwabs, an ihre Freundin Lucie Meier vom 15. September 1831 folgende Stellen: „Vorgestern haben wir einen Gast von uns entlassen, dem wir recht mit Angst und Sorge nachblicken; denn er reist gerade aus nach Wien, der Cholera entgegen; es ist ein ungarischer Edelmann, Niembösch von Strehlenau (wo du aber etwas von ihm liest, wie z. B. im Morgenblatt, nennt er sich Lenau), er kam hierher, um meinen l. Mann

kennen zu lernen; es blieb aber bei beiden einige Entfernung bis zum letzten Abend seiner ersten Abreise; erst da lernte er meinen I. Mann und den jüngern Pfizer genauer kennen, teilte ihnen seine Gedichte mit, und diese beiden waren so entzückt davon, daß mein I. Mann nachts um zwölf Uhr wie berauscht vor Freude heimkam über diesen Menschen und Dichter; noch unter dem Hause machten sie Brüderschaft und beklagten nur, daß er den andern Morgen in aller Frühe abreise. Nach einigen Tagen kommt ein Brief von ihm aus München, worin er schreibt, daß er dort gute Nachrichten von den Seinigen und neue Wechsel getroffen hätte, und nun nichts besseres zu thun wüßte, als umzukehren, und die Freundschaft, die er mit Pfizer und meinem I. Mann geschlossen, noch einige Tage in ihrem Umgang zu genießen. So war er denn seit einem Monat bei uns hier, und ich kann dir nicht beschreiben, welche genußreiche Zeit dies für uns war; wir gewannen ihn täglich lieber, und auch er hat sich so innig an uns angeschlossen, daß der Abschied recht schmerzlich für uns war. Während dieser ganzen Zeit war in meinem Hause ein ordentlicher Strudel; denn jedermann wollte ihn kennen lernen und nahm es uns übel, wenn wir keine Gelegenheit dazu machten, und doch waren ihm alle Einladungen und dergleichen sehr unwillkommen; er war am liebsten mit uns allein oder wenigen Freunden, und dies waren auch für uns die schönsten Stunden. Er ist sehr musikalisch, spielt Klavier und Guitarre, und dies hat mir sehr viele Freude gemacht. Wir haben seit kurzem ein neues Instrument von Schiedmayer, und da war beinahe jeden Abend eine kleine musikalische Unterhaltung. Eine meiner Nichten, Lotte Smelin, hat eine sehr schöne Stimme, die, wie ich glaube, großen Eindruck auf ihn gemacht hat. Überhaupt war er von dem Lob der hiesigen Frauen und Mädchen voll, er wollte uns glauben machen, daß wir hiesigen Frauen den Wienerinnen an Bildung und Bescheidenheit vorgingen. Da wirst du denken, kommt es heraus, die liebe Eitelkeit — aber ich kann dich versichern, die Männer hatten ihn ebenso lieb wie wir Frauen; Graf Alexander (der Sohn vom Herzog Wilhelm) war so von ihm entzückt, daß er alle paar Tage zu uns kam und gar nicht von ihm lassen wollte, noch am letzten Tage hatte er eine große Jagd für ihn angestellt, wo ihn die andern Prinzen auch kennen lernen wollten, er ließ sich aber nicht mehr halten, er hatte keine Nachrichten aus Wien von seiner Schwester und war voller Unruhe darüber. Wenn er vorlas mit seiner innigen, gefühlvollen Stimme, so wurde alles hingerissen, wenn er uns manchmal von meines I. Mannes Gedichten vorlas, so wurden wir ganz gerührt, und mein I. Mann rief aus: Jetzt gefallen sie mir erst! Er hingegen hatte großes Wohlgefallen an unserm häuslichen Leben und äußerte manchmal, hier müsse man Lust zum Heiraten bekommen; er hat alle unsre schwäbischen Dichter besucht, war bei Uhland, bei Kerner und Mayer. Je nachdem es in seinem Vaterlande geht, denkt er vielleicht darauf, sich bei uns anzukaufen. Denke dir, welch schauderhaften Afford ich mit ihm

gemacht habe, wenn mein I. Mann und ich an der Cholera sterben müßten, so will er unsern Ludwig an Kindesstatt annehmen, und dann ihm zu Liebe heiraten. Dies wurde auf der Kuppel auf der Solitude, an einem herrlichen Abend, als wir alle mit Betrübniß an unsern Abschied und die jetzige Zeit dachten, ausgemacht."

So hatten sich denn Ungarn und Schwaben in schöner Freundschaft vereinigt. Der von Schwab förmlich berauschte Lenau schrieb am 13. August 1831, also vier Tage nach seiner ersten Bekanntschaft mit dem Redakteur des „Morgenblattes“ aus München:

Geliebter, verehrter Freund!

In großer Eile (die Post geht in einer halben Stunde ab) schreib ich dir diese Zeilen.

Ich habe in München Wechsel getroffen, die mir noch ein längeres Reisen möglich machen. Es versteht sich also von selbst, daß ich wieder nach Stuttgart komme, um dich und meinen Pfizer noch einmal zu sehen, und wenn es Euch möglich ist, in Eurer Gesellschaft Umland zu besuchen.

O mein tief geliebter Freund! Wie selig war der Abend aller Abende! Ich danke den Göttern, daß sie mir einen Hauch von Poesie in die Brust geweht: der hat mir dein Herz gewonnen und das meines geliebten Pfizer. Ich glaube, wir werden uns ewig lieben. Wie träge sind dagegen die Entwürfe der Freundschaft im gewöhnlichen Menschenleben. Wir haben uns in wenigen Stunden erfasst. Segenboll wird mir jener Abend sein fürs ganze Leben, und wenn ich je etwas in der Dichtkunst leiste, ich werde nie vergessen, welchen Anteil du hast an meinem Gedeihen durch die väterliche Huldb, die du meiner Muse erwiesen, durch das Selbstvertrauen, das du meiner Seele gegeben. Von solchen Männern ermuntert zu werden ist wohlthätig für den Beginnenden. Dein Wort ging wie ein milder Frühlingshauch über die keimende Saat meiner Gefühle, meiner Gedanken.

Lebt wohl, meine Geliebten! Donnerstag sehen wir uns.

Euer Freund Niembach.

Ich ersuche dich, nichts nach Gmunden zu schicken, doch das weißt du nun ohnedies.

Lenau weilte nicht lange in München: das Herz zog ihn wieder nach Stuttgart, zu Gustav Schwab, der den Dichter herzlich und dringend einlud. Mehrere Monate — kleine Unterbrechungen abgerechnet — weilte er an dem gastlichen Herde des Freundes und lebte sich innig in den Kreis edler Menschen ein, von denen er namentlich Gustav Schwabs Gattin verehrte. Diese, Sophie Karoline, geboren am 17. Februar 1795, war die Tochter Christian Gottlieb Gmelins (3. November 1749 — 6. März 1818), Professors des Kriminalrechts und der juridischen Praxis an der Universität Tübingen. Sie war seit dem 24. März 1818 mit Gustav Schwab verheiratet. Ihre in dem Briefe Sophiens vom 15. September 1831 erwähnte Nichte Lotte ist jenes durch die „Schilfklieder“ Lenaus berühmt gewordne liebliche Mädchen Charlotte Henriette Gmelin (10. Dezember 1812 — 15. September 1889), die in dem Freund-

schaftsbündnis Schwabs und Lenaus eine wesentliche Rolle spielt, wie wir sehen werden. Gustav Schwab erschloß seinem Freunde das Hartmann-Reinbeck'sche Haus, das in dem Geistesleben Stuttgarts in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts eine tonangebende Bedeutung hatte, auf die Lenau in manchen seiner Briefe hinweist. Hier nur zwei Beispiele für mehrere, wie Schwab bedacht war, dem neu gewonnenen Freunde Lenau neue Bekanntschaften zu erschließen, und, wie wir wissen, mit Glück. An Karl Mayer, den gemüthlichen Dichter und Verfasser der bekannten Schrift: „Nikolaus Lenaus Briefe an einen Freund,“ schrieb Schwab am 3. September 1831 nach Waiblingen, wo Mayer damals Oberamtsrichter war:

Geliebter Freund!

Wenn nicht hundert Landexaminalarbeiten, welche heut und morgen korrigiert sein wollen, auf meinem Pulte lägen, so würde statt dieses Briefes ich selbst mit dem Überbringer desselben, Herrn von Niembösch-Strehlenau, einem in Wien ansässigen Ungarn, heute zu Euch kommen. Niembösch ist ein vortrefflicher Mensch und ein Dichter, den du aus seiner kleinen geschriebnen Sammlung, die er bei sich hat, kennen lernen mußt. Ich bin mit ihm bei Ahland gewesen, habe ihn nach Weinsberg an Kerner adressiert und schicke ihn jetzt zu dir nach Waiblingen. Er kennt und liebt deine Lieder im Wendtschen Almanach. Ich bin gewiß, daß er Euch so wohl gefällt als uns, bei denen er ein rechter Hausfreund geworden ist.

An Justinus Kerner schrieb Schwab:

Geliebter Kerner!

Hier schicke ich dir Herrn Niembösch von Strehlenau aus Wien, einen Ungarn, einen herrlichen Dichter und Menschen, wovon du dich bald überzeugen wirst. Er hat bei mir gewohnt und ist für ewig mein Freund geworden; wir sind auch bei Ahland in Tübingen gewesen, und deinetwillen reist er über Weinsberg nach München. Dich, Nikele*) und die Kinder grüßen Sophie und ich auß innigste; vielleicht lassen wir uns um die Herbstzeit bei Euch einen Augenblick sehen.

Innig und ganz dein

Gustav Schwab.

Gustav Schwab verschaffte Lenau ferner einen Verleger für seine lyrischen Erzeugnisse: am 29. August 1831 schloß Lenau einen Vertrag mit der S. G. Cottaschen Buchhandlung über den Verlag seiner „Gedichte“ ab, wofür er als Honorar von Cotta fünfzig Dukaten empfing. Gewidmet war diese erste Liebergabe Lenaus seinem hilfsbereiten Freunde Gustav Schwab. So zeigt sich überall in diesem Lebensabschnitt Lenaus die treue Freundeshand Schwabs, und mit freudigem Dankgefühl berichtete Lenau im Oktober an Schurz und seine Schwester Therese, er lebe jetzt in Stuttgart im Hause seines innigen Freundes, des Professors Schwab, und seiner innigen Freundin, dessen Gemahlin. Seit seiner Trennung von seinen Verwandten sei er viel bereichert

*) Kerner's Gattin Friederike.

an schönen Erfahrungen über den wahren Menschenwert, reicher an manchem Freunde und an Lebensmut und Selbstvertrauen. Er habe eine poetische Wallfahrt gemacht zu Uhland, Mayer, Justinus Kerner, habe Ebert hier getroffen, sein ganzes Leben wäre ein höchst poetisches. Die lebhafteste Teilnahme, die feurigste Ermunterung würde ihm zu teil von allen, die er hier genannt habe. Aber enthusiastisch wäre schon bei seiner ersten Begegnung Schwab von seiner Poesie ergriffen. Er müsse Schurz gestehen, daß es ihm unendlich behaglich sei zu sehen, wie jeder Gedanke sogleich zündete in dem empfänglichen Gemüte dieses Mannes; eine solche Wirksamkeit hätte er seinen Leistungen nicht zgetraut, sei auch vieles davon auf die große Lebhaftigkeit Schwabs zu setzen. Am ersten Tage seines Hierseins habe ihn Schwab abends in einen Leseverein geführt und dort mehrere Gedichte Lenaus selbst mit großem Feuer vortragen. Als sich die Gesellschaft getrennt hätte, seien nur Schwab, er und ein junger Dichter, Gustav Pfizer, zurückgeblieben. Da wäre noch gelesen, getrunken, Bruderschaft getrunken, geraset worden auf mancherlei Art bis spät nach Mitternacht. Es wäre der 9. August gewesen. Einige Stunden wären genug gewesen, die drei Dichter zu Freunden zu machen. Wie träge seien dagegen die Entwürfe der Freundschaft im kalten Leben derer, die nichts hätten von dem Glücke dieser Dichtergenossen! Er erwähnt ferner, daß er nach Würzburg gehn wolle, wo nach allem die beste Anstalt sei. *)

Das erste Zusammensein Lenaus mit Schwab am mehrfach erwähnten 9. August 1831 war nur kurz, da der österreichische Dichter schon am nächsten Morgen früh nach München abreiste. Weil sich Bayern aber gegen Osterreich wegen der in Lenaus Heimat herrschenden Cholera abgesperrt hatte, konnte er nicht nach Wien gelangen und kehrte nach Schwaben zurück. Als Lenau dann in dem gastlichen Hause in der Hohenstraße längere Zeit lebte, sah er auf einem Spaziergange mit Gustav Schwab zum erstenmale Lotte Gmelin, um deren Liebe er sich bewarb. Es war der 22. August 1831. Ein 22. August ist auch Lenaus Todestag. Die erste Annäherung an das liebliche Mädchen, das damals im vollsten Blütenlenz seines Lebens stand (sie hatte noch nicht das neunzehnte Jahr erreicht!), geschah in Schwabs Hause. Die stille Bundesgenossin Lottens — freilich, ohne daß das schüchterne Mädchen eine Ahnung davon hatte — war die Tonkunst: Lotte sang die Beethovensche Adelaide so „göttlich,“ daß sich Lenau hinter einen eisernen Ofen stellte und in das harte Metall biß, um seine innere Aufregung zu bemeistern. Mit inniger Teilnahme sahen die schwäbischen Freunde das Aufsteigen der Neigung in Lenau — sie hofften von der Liebe zu diesem schönen Mädchen einen günstigen Einfluß auf seine umdüsterte Gemütswelt, auf seinen Gang zur Schwermut. Wie geistige Erfrischung war ihm der Gesang Lottens in die Seele gedrungen. Seine Liebes-

*) Für das Studium der Medizin.

sehnsucht hatte ein Ziel gefunden, sein Lebensmut schien sich kraftvoll emporrecken, sein ganzes Dasein einem bestimmten Punkte zusteuern zu wollen. Aber es schien nur so. Denn nun zeigte es sich, daß er schon nicht mehr über jenes Maß fester Selbstbestimmung verfügte, das notwendig ist, um den unlöslichen seelischen und leiblichen Bund mit einem geliebten Wesen einzugehn. Nun zeigte sich in voller Wahrheit, was er in seinem Gedichte „Der trübe Wanderer“ klagend ausruft:

Die Asche meiner Hoffnungen, die Kränze
Geliebter Toten flattern mir vorüber.

Die Gestalt Berthas stand als drohendes Schreckbild vor seinen Sinnen. Sie hatte seine edle Seele entweiht, er fühlte sich nicht mehr würdig genug, Lotten offen seine Neigung zu bekennen und ihr Herz zu begehren. Es kam nicht einmal zu einer unzweideutigen Aussprache, wemgleich jeder den Herzenszustand des andern kannte. Lenau glaubte eben nicht mehr an die Gunst des spröden Schicksals, wollte nicht mehr daran glauben. Vererbung und Anlage, der gänzliche Mangel an einer ernstern, milden, erzieherischen Vaterliebe, die für ihren „Niki“ (Nikolaus) überquellende mütterliche Zärtlichkeit, der Tod seiner heißgeliebten Mutter, die Treulosigkeit Berthas und so manch andres Erlebnis hatten bestimmend auf sein Wesen eingewirkt, hatten seine alte Zweifelsucht nachgerade auf eine gefährliche Höhe gebracht und den Schleier der „sinnenden Melancholie“ schon zu fest um sein Inneres gewoben, als daß seine Seele einen sieghaften Durchbruch zum Lichte des Glückes hätte finden können.

Dazu kam das Drückende und Unfertige seiner äußern Lage, mit der er zu ringen hatte. Das ihm von seiner verstorbenen Großmutter zugestiftete Vermögen war nicht hoch genug bemessen, einen eignen Herd zu gründen und die Verantwortung für eine Familie zu übernehmen, ganz abgesehen davon, daß Lenau überhaupt kein wirtschaftliches Genie war. Eine gesicherte Lebensstellung, die bei der Entscheidung dieser Frage hätte ausschlaggebend sein können, hatte Lenau nicht. Auch die Hoffnung seiner Freunde, daß er das Studium der Medizin zu einem geregelten Abschluß bringe, erfüllte sich nicht. Nach Würzburg, dessen Universitätsklinik er für die beste Anstalt hielt, ging er nicht, weil er hier vor einem Jahre nicht promovieren konnte. In Heidelberg allerdings machte er Anläufe, dieses Studium zu vollenden. Er erwog sogar den Plan, nach beendigtem Doktorat als Choleraarzt nach England oder Frankreich zu reisen, „um — und das ist sehr bezeichnend für das unstete Wesen Lenaus — recht in der Welt herumzufahren.“ So nahm er sich vor, den Winter von 1831 auf 1832 in Heidelberg zu studieren. Und am 8. November 1831 teilt er Schurz mit, daß er sich freue, das bewegte Gemütsleben zu Stuttgart, wo alles nur den Dichter haben und genießen wolle, mit dem strengern Leben der Wissenschaft vertauscht zu haben. Er besuche die Kliniken nebst einigen Vorlesungen und erwarte große Ausbeute für sein Wissen. Das

freie selbständige Studieren sage ihm besser zu als das zwangmäßige. Überdies falle in Heidelberg ein großer Teil des Gedächtniskrams, z. B. Mineralogie, Zoologie usw. weg.

Mit seinem Freunde Schwab blieb er im Verkehre. Bezeichnend für seinen Aufenthalt in der Neckarstadt, wie auch für sein inniges Verhältnis zu Gustav Schwab ist der folgende Brief Lenaus. Der Dichter beleuchtet in diesem Schreiben zugleich in sehr charakteristischer Weise sich selbst.

Heidelberg, Samstag [5. Nov. 1831].

Herzliebster Freund!

Soeben bin ich nach Hause gekommen aus einer Vorlesung über die Cholera. Professor Buchelt, ein ausgezeichnete Arzt, hält nämlich eine Reihe von Vorträgen über diese Pest. Das ist gut: werden die Kandidaten der Medizin heut oder morgen requiriert, so haben sie doch wenigstens eine Ahnung von der Krankheit, gegen die sie ihre leichten Waffen lehren sollen. Der König von Bayern soll bereits solche Requisition gemacht haben für den Fall der Not. Außer dieser Choleravorlesung hab ich von heute her noch eine über Geburtshilfe, eine über Anatomie im Leibe sowie ein doppeltes Klinikum. Ich lasse mich gerne recht hineinhezen in das Labyrinth der Medizin; hier begegnet mir wenigstens auf eine Zeit das Gegenteil von dem, was jenem empfindsamen Frauenzimmer im Thale bei Tübingen widerfuhr, wo ihr ihr Schmerz, ein verlaufener, doch treuer Pudel, immer wieder an die Brust sprang. Wenn nur mein Pudel an der Spitalluft krepierete! Aber der ist zäh und hartnäckig; wenn ich mich einst in Amerika umsehe, wird er hinter mir her sein; post equitum sedet atra cura. „Wieder ein lateinisches Sprüchlein!“ wird deine Frau halbbürgerlich ausrufen, wenn du ihr vielleicht meinen Brief vorliesest. Deine liebe, liebe Frau! O Freund, das ist eine Frau! Du weißt es ja, doch ich muß dir immer wieder sagen. Meine verstorbne Mutter, meine Schwester Therese, deine Frau und Ventula*) sind mir die liebsten Frauen auf und leider! unter der Erde. O könnte ich meine Mutter und meine Schwester am Christabend nach Stuttgart mitbringen, und könnte ich alle vier sitzen sehen an deinem Tische. Die eine aber setzt sich an keinen Tisch mehr, und die drei andern werden wohl nie zusammenkommen. Sei es denn! Das Schicksal muß auch seinen Willen haben, oder vielmehr: es hat allein seinen Willen.

Heidelberg will mir nicht recht heimisch werden. Das laute bunte Treiben in einer kleinen Universitätsstadt kann mir nicht recht behagen, ist wie ein litterarischer Jahrmart. Ich weiß aber auch keinen Ort in der weiten Welt, wo ich jetzt gerne sein möchte nach den schönen Tagen in Stuttgart. Dort war mein ganzes Leben ein Festensfest. So gut wird mirs nimmer. Ganz niederdrückend ist das Gefühl meiner Ohnmacht, Euch je zu vergelten, was Ihr mir Liebes und Gutes erzeigt. Ich habe das alles nicht verdient, kann es nie verdienen. Eure Güte hat etwas so Überwältigendes, daß ich verzagen muß an jedem Wort des Dankes, worin mein Herz ausströmen möchte. O, meine Freunde, ich liebe Euch! Mehr kann ich nicht sagen. — Gestern abend war ich bei Kößlin. Er spielte mir Beethovensche Sonaten. Da lag ich auf dem Sofa mit geschlossenen Augen und ließ auf dem gewaltigen Strom der Töne an mir vorbeischwimmen alle Freuden,

*) Lotte Gmelin.

die mir Stuttgart zum liebsten Ort meiner Erinnerungen machen. Was dir Tübingen, ist mir Stuttgart. Mich freut es, daß unsre Paradiese Nachbarn sind.

Schreibe mir recht bald, lieber Freund! Ich wohne im König von Portugal. Er hat mir zwei Zimmer gegeben um den geringen Preis von 10 fl. monatlich. Da brauch ich mir keinen Diener zu halten, bin überhaupt sehr gut versorgt. Ich wohne überhaupt gerne in Wirtshäusern. Da komme ich mir weniger fixiert vor, gleichsam immer auf der Reise. Wandre! Wandre!

Was macht mein Lajos? Deine übrigen lieben Kinder? *virgo divina*? Bettle für mich um einige Zeilen von deiner lieben Frau! Unsre liebe Frau nennen die Österreicher die Mutter Gottes. Und nun stell ich Euch alle im Geiste zusammen und umarme herzlich das ganze Häuflein meiner Lieben.

Bis in den Tod dein Freund

Riembsch.

Herzlichen Gruß an Pfizer.

Dieser Brief ist ein schönes Zeugnis für den Herzensbund der beiden Dichter und seiner Familie.

Nicht unwillkommen dürften dem Leser einige Ergänzungen zu der in diesem Brief bewiesenen Vorliebe für Beethoven sein. In seinem Gedicht „Beethovens Büste“ nennt Lenau diesen Komponisten den „Wecker eines Mutes, der das Schicksal zu fordern wagt.“ Und ein andres mal meinte er, wir hätten in Beethoven das Höchste in der neuern Kunst zu verehren, wie er denn auch dem verstorbnen A. L. Frankl gegenüber die Bemerkung machte: „Dieser Göttliche (Beethoven) durchströmt, wenn ich ihn höre, mein ganzes Herz: er wirkt auf mich, wie kein Geist der Erden. Ich nehme selbst Shakespeare nicht aus. Wenn ich ihn lange nicht höre, fühle ich ein Weh im Herzen.“ Aus dieser Verehrung des großen Meisters erklärt sich zum Teil der gewaltige Eindruck, den die schüchterne Lotte auf das gefühlsheiße Herz des Magyaren machte. Sie ahnte jedenfalls nicht, als sie Lenau die „*Adelaide*“ vorsang, wie mächtig gerade dieser Tonkünstler ans Herz des Hörers schlagen mußte.

Das Verhältnis Lenaus zu der lieblichen Nichte Sophie Schwabs blieb qualvoll für beide Teile. Der Dichter ging in Heidelberg seinem unseligen Schwermute nach, der durch das Unvermögen Lenaus, Lotte Hand und Herz zu bieten, noch gesteigert wurde. Daß durch das zwiespältige Wesen Lenaus auch der feinfühlige Schwab und seine ebenso zart sinnige Frau peinlich, ja schmerzlich berührt wurden, ist leicht zu verstehen. Die treue, verständnisvolle Sophie hatte Recht, wenn sie einmal Lenau wünschte, er möchte etwas mehr an das Zeitliche gewiesen sein. Er war eben gar zu sehr Dichter. Man erhebt aber nicht ungestraft beständig das Haupt zu den Höhen dichterischer Begeisterung: die neidische wirkliche Welt, deren Bannkreis man sich zu oft und zu lange zu entrücken trachtet, zieht uns am Ende doch wieder zu sich zurück, und ihre Schwere lastet dann um so drückender auf unsrer Seele.

Das sollte Lenau auch fühlen, als seine schwäbischen Getreuen ihn blutenden Herzens in jenen stürmischen Oktobertagen des „vierschrötigen“ Jahres 1844 von sich weg nach der Irrenanstalt Winnenthal brachten.

(Schluß folgt)



Die großen Berliner Kunstausstellungen

Von Adolf Rosenberg

2



ei dem Mangel an Bildern großen Stils oder großen Umfangs, die den Besuchern erwünschten Anlaß zu längerem Verweilen und nachdenklicher Betrachtung gegeben hätten, war es ein kluger Schachzug der Leitung der großen Kunstausstellung, daß sie wieder zu dem schon mehrfach bewährten Mittel griff, Sammel-

ausstellungen von Werken einzelner Künstler zu veranstalten. Was bei der Ausartung unsers modernen Ausstellungswesens, soweit es durch den Kunsthandel mit seiner durchaus unkünstlerischen Spekulation vertreten wird, schnell zu einem gewöhnlichen und billigen Reklamemittel herabgesunken ist, kann unter Umständen, bei richtiger Abwägung der künstlerischen Werte, zu einem wichtigen Bildungsmittel werden. Es ist nicht selten vorgekommen, daß Künstler, die in Not und Elend oder in unrühmlicher Verborgenheit gelebt haben, erst nach ihrem Tode durch eine von pietätvollen Händen veranstaltete Sammelausstellung ihrer Werke die Stellung in der Kunstgeschichte erlangt haben, die ihnen nach ihrem Verdienste gebührt, und diese nachträglichen „Rettungen“ toter Künstler haben die Lebenden auf den Gedanken gebracht, beizeiten dafür zu sorgen, daß ihr Ruhm nicht verkümmert werde oder dem Zufall einer Wiedererweckung nach ihrem Tode überlassen bleibe.

Auch aus diesen Sammelausstellungen von Werken lebender Künstler ist vielfacher Nutzen erwachsen: nicht bloß für die Leute, die sich ein gründliches Studium der zeitgenössischen Kunst zur Aufgabe gemacht haben, sondern auch für das große Publikum, dem ein leichter, müheloser Genuß von guten Kunstwerken die Hauptsache ist. Wenn diese Ausstellungen schnell zu Mißbräuchen geführt haben, so ist das einerseits durch die Gewinnsucht der Kunsthändler, andererseits durch die Übertreibungen einiger Fanatiker verursacht worden. Die Ausstellungen der Kunsthändler bringen der Allgemeinheit keinen Schaden. Sie richten nur Verwirrung in jungen Köpfen an, und es geschieht nicht selten, daß ein mäßiges Talent durch die Lockungen der Kunsthändler zu maßloser Überhebung gedrängt wird, und wenn es nicht mehr leisten kann, was es versprochen zu haben schien, allmählich zu Grunde geht. Nachteiliger auf das allgemeine Urteil wirken dagegen die Sammelausstellungen, die von fanatischen Verehrern eines Künstlers zu seiner Verherrlichung veranstaltet